



**University of
Zurich** ^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2010

Kultur der Beziehungen - Ein psychoanalytisches Programm

Boothe, Brigitte

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-46251>

Journal Article

Accepted Version

Originally published at:

Boothe, Brigitte (2010). Kultur der Beziehungen - Ein psychoanalytisches Programm. *Psychosozial*, 120=33(2):9-20.

Brigitte Boothe

Kultur der Beziehungen. Ein psychoanalytisches Programm

Psychoanalyse als Theorie der Beziehungen

Entstehung, Formen und Wirkungen menschlicher Beziehungen, von der Kindheit bis ins Erwachsenenleben, sind Gegenstände psychoanalytischer Forschung. Der Begriff Beziehung aber erscheint in einschlägigen psychoanalytischen Wörterbüchern nicht (z.B. Laplanche/Pontalis 1996; Mertens/Waldvogel 2000; Mertens 1998). Vielmehr kommen Verbindungen vor wie Objektbeziehung, Übertragungsbeziehung oder therapeutische Beziehung (Boothe/Grimmer 2004). Freud (1905, S. 82) betont, dass die Entwicklung des Kindes gebunden ist an die Beziehung zu elterlichen Objekten. Kindliche Erfahrung wird zur Geschichte von Beziehungserfahrungen. In der Frühzeit der Psychoanalyse galt die Aufmerksamkeit besonders den Triebregungen des Kindes, den besonderen Ausdrucksformen und Schicksalen der Partialtriebe (Freud 1905), der Oralität, Analität und Phallizität. Diese Triebe drängen auf Befriedigung und haben großen Einfluss auf das Handeln und Interagieren des Kindes.

Für sein physisches und psychisches Überleben ist das Kind auf elterliche Agenten, pflegende, schützende und steuernde Personen angewiesen. Freud sieht die Entwicklung des Kindes im Zeichen einer variantenreichen Geschichte von konfliktreichen Kompromissbildungen zwischen dem Imperativ der Selbsterhaltung und dem Imperativ der Psychosexualität (Freud 1905). Der Imperativ der Selbsterhaltung fordert, dass ein Kind sich im Dienst des Überlebens an ein mütterliches Objekt bindet. Der Imperativ der Psychosexualität verlangt nicht Bindung an ein Objekt, sondern Spannungsregulierung durch Lustgewinn und Komfort. Das Objekt ist hier nur austauschbarer Befriedigungslieferant (Freud 1915). Triebansprüche müssen im Dienst der Erhaltung unterdrückt oder marginalisiert werden; Anpassung ans mächtige Objekt ist zu leisten. Für die Frühzeit der Psychoanalyse waren Bezugspersonen interessant als Triebobjekte im Kontext der psychischen Entwicklung des Kindes. Beziehungskonflikte fanden Aufmerksamkeit im Blick auf Prozesse der Verinnerlichung, der Kompromiss- und Symptombildung. In der aktuelleren psychoanalytischen Entwicklungs- und Beziehungsforschung, etwa in den psychoanalytischen Objektbeziehungstheorien, der Bindungsforschung und in der Säuglings- und Mentalisierungsforschung, beachtet man die kommunikativen Angebote und Kompetenzen, die zwischen dem Kind und seinen Bezugspersonen wirksam und

für die psychische Gesundheit bedeutsam werden (Berger et al. 2008; Bowlby 1995; Dornes 2000, 2006; Fonagy et al. 2004; Winnicott 1974).

Im Spiel der Pflege, Kontrolle und Betreuung, im Spiel der Zärtlichkeit und Sinnlichkeit entstehen Geist, Verstand und Gemüt, vermitteln sich soziale und emotionale Intelligenz. Es kommt zu Erwartungen, antizipierten Beziehungsmustern und unbewusster Steuerung; und diese bestimmen Möglichkeiten und Grenzen eigenen Beziehungshandelns. Die Mutter-Kind-Dyade, die „hinreichend gute Mutter“ (Winnicott 1974, S. 189), galt zunächst als entscheidend für die Entwicklungsaussichten des Kindes (Winnicott 1974; Bowlby 1995). Der Vater als Dritter trat allenfalls als Motor späterer Triangulierung in Erscheinung (Abelin 1971, 1986; Bauriedl 1998; Schon 1995; 2000): Das Kind steht aufrecht, lernt laufen, erforscht aktiv seine Umgebung, hantiert mit den Dingen, die es erreichen kann, erprobt seinen Willen, erfährt elterlichen Gegenwillen, sieht, dass es klein ist im Vergleich zu den Eltern, aber nicht machtlos, nicht chancenlos. Es kann weggehen, wiederkommen (Mahler et al. 1978), sich von Vertrautem abwenden, Neuem zuwenden. Die Fähigkeit, sich aktiv von der Mutter weg hin zum Vater zu bewegen, konstellierte die „frühe Triangulierung“. Die „frühe Triangulierung“ ist eine Kompetenz, die sich als aktives kindliches Beziehungshandeln zeigt und für den Aufbau einer mentalen Kartographie von Objekten und Beziehungen als wichtig gilt.

Dass der frühen Triangulierung triadische Konfigurationen vorausgehen, die für die Entwicklungsdynamik des Kindes ebenfalls bedeutsam sind oder, anders formuliert, die erkennen lassen, dass die Geschichte der frühen Kindheit grundsätzlich triadisch konstellierte ist, das ist eine Position, die mit Brazelton/Cramer (1990), Buchholz (1990a, 1990b), Bürgin (1998), Ermann (1989), Grieser (2003), Lang (1992, 1996, 1999), Schon (1995, 2000), von Klitzing (2002) viele Psychoanalytiker mit entwicklungspsychologischen und klinischen Interessen teilen. Auch Boothe/Heigl-Evers (1996) haben ein Modell triadischer Organisation der Individuierung vorgelegt; es befindet sich in weitgehender Übereinstimmung mit Grundannahmen zur „strukturellen Triade“ nach Hermann Lang (2000). Wie er gehen wir davon aus, dass Elterlichkeit sich von Beginn an als Etablierung und Inszenierung von Differenz und Generativität entfaltet, als Beziehungsdreieck, als Zukünftigkeit und als historische Einbettung. Wie Lang (2000) meinen wir, dass die Etablierung und Inszenierung von Differenz und Generativität ein Geschehen ist, an dem notwendig drei Akteure beteiligt sind, die einander kontinuierlich beeinflussen. Die triadische Ordnung ist eine regelgeleitete, motivierte, zielgerichtete Bewegung in einem personalen Lebenszusammenhang. Sie ist Organisator des

Handelns, Fühlens und Denkens zwischen drei Figuren, die zunächst Elterlichkeit und Kindsein repräsentieren. Die triadische Dynamik wird wirksam bereits bei künftigen Eltern, die das Kind in der Phantasie entwerfen (Brazelton/Cramer, 1990), sie spielt eine essentielle Rolle, wenn die Mutter in der Beziehung zum Säugling auf den Platz des Vaters verweist (Lang, 1992, 1996), wenn sie das Kind dem Vater vermittelt. Die triadische Dynamik verdeutlicht sich in der psychosexuellen Phase der Analität oder der intensiven Erprobung von Lokomotion und Steuerung, wenn das Kind sich aktiv vom Ort des Mütterlichen zu dem des Väterlichen bewegt und die Macht der Objekte erkundet. Das Kind der „phallisch-narzisstischen Phase“ (Edgumbe/Burgner 1975) exponiert sich im Dienst von Applaus und Anerkennung; Vater und Mutter werden als Spender von Applaus und Bestätigung gebraucht, und in der Konkurrenz sucht man Überlegenheit zu zeigen. Das Kind will sich in zentraler Position wahrgenommen und gewürdigt wissen. Wichtig ist sodann die Fähigkeit zum Alleinsein, der selbst initiierte Rückzug in eine Nische. Die selbst initiierte Selbstmarginalisierung dient der Mobilisierung eigener Ressourcen, der Entwicklung des Imaginierens, der Gestaltung von Beziehungsphantasien. Die ödipale Situation ist das voll entwickelte Spiel der Unterschiede. Was ein Mädchen ist und ein Junge, eine Mutter und ein Vater, das ist mit intensiven Bildern der Phantasie besetzt; und Vater und Mutter werden zum Inbegriff von Liebe und Hass, Begehren und Angst (Blanck 1984). In der pubertären und adoleszenten Entwicklung erweitert sich das Spiel der Unterschiede um das Spiel der Generativität. Entfaltete und reflexive Moralität kommen ins Spiel und die Fähigkeit, sich durch den Anderen und die Andere verwandeln zu lassen.

Diese Skizze von Kristallisationspunkten der Erfahrung – es ist nicht nur kindliche Erfahrung, sondern Erfahrung im lebenslangen Prozess – erlaubt, mit Buchholz (1990a), die „Rotation“. Wir verstehen hier unter „Rotation“ den Perspektivenwechsel auf die verschiedenen Protagonisten. So ist es beispielsweise aufschlussreich, die Situation der frühesten Säuglingszeit aus mütterlicher Perspektive oder aus der Perspektive des Vaters zu charakterisieren. Das heißt, dass die Fokussierung auf die Situation des Kindes nur eine unter mehreren möglichen und mehreren relevanten Perspektiven ist. Die Geschichte einer Kindheit ist grundsätzlich multiperspektivisch. Was die Mutter vom Säugling erzählt, mit dem sie eine Beziehung enger Körperlichkeit, der Nähe und Zärtlichkeit, des Nährens und Pflegens, des Spiels und der Sprachlust eingeht und in die sie den Vater manchmal einlädt und von der sie ihn manchmal ausschließt, das ist eine andere Geschichte als die des Vaters, der als beteiligter Dritter der „Urszene der Brust“

(Boothe/Heigl-Evers 1996) beiwohnen mag – zwischen Rivalität, Beschützerautorität und Liebendem im Wartestand.

Ein-Eltern-Erziehung, wechselnde Substitute für leibliche Eltern, Familiarität mit gleichgeschlechtlichen Erwachsenen in Elternfunktion, Familiarität in offenen Wohngemeinschaften stellen Herausforderungen für die triadische Orientierung dar. Die parentalen Agenten in mütterlicher und väterlicher Funktion sind in je spezifischer Weise aufeinander bezogen, sei es in Verbundenheit, sei es in Entzweiung, und sie sind bezogen auf ihr Kind, sei es in Eintracht oder Zwietracht, im physischen Handeln oder in der Phantasie.

Der Säugling entwickelt Weltvertrauen und Unternehmungslust, wenn die Mutter das Dritte, beispielsweise den Vater, die Welt in freundlicher Weise begrüßt und vermittelt. Das Kind gewinnt Zuversicht, wenn sein Handeln kreditiert wird: Das Kind lernt beispielsweise Laufen und wird dabei einerseits ermutigt und andererseits bei Bedarf gestützt oder aufgefangen. Das Kind erwirbt Selbstvertrauen, im „phallischen Narzissmus“ des dritten Lebensjahres, indem es einerseits taktvolle Beachtung erfährt, aber andererseits herausgefordert ist, von Zeit zu Zeit andere glänzen zu lassen oder Nichtbeachtung zu tolerieren. Ödipale Intimität und ödipaler Ausschluss werden erfahren, wenn sich im Liebeswerben und im Rivalisieren geltend macht, dass es keine imperativen Rechte gibt. Das begründet die Fähigkeit zur Dezentrierung des Selbst. Diese wiederum ist für moralische Reflexivität essentiell: sich selbst als möglichen Schädiger sehen, das eigene Handeln in der Perspektive der Legitimation beurteilen, den Anspruch des Anderen würdigen, sich mit der eigenen moralischen Fragilität konfrontieren. Schließlich bedarf es auch der Fähigkeit, die Veränderung des eigenen Körpers, im Alter das Schwinden der Kräfte hinzunehmen und nicht nur hinzunehmen, sondern im Verändertwerden eine Qualität des Lebens anzuerkennen.

Personalisierung des Kindes

„Natur bringt Kultur hervor, die Natur verändert“, schreibt Eagleton (2001, S. 7). Kultur ist das „Medium der ständigen Selbsterneuerung der Natur“, heißt es weiter (Eagleton 2001, S. 9). Der kindliche Organismus, die kindliche Erregungs-, Bedarfs- und Bedürfnisregulierung, seine Sensibilität, die Aversions-Appetenzregulierung sind „Natur“, seine Angewiesenheit auf parentale Investition führt unmittelbar zur Herausbildung von multiplen Kulturen der Elterlichkeit, des Entwurfs von Kindlichkeit, des Pflegens und Erhaltens. Kindwerden, die Position der Mutter auszufüllen, die Position des Vaters

einzunehmen, sind Kulturleistungen. Die alltäglichen Formen der Herstellung von Zugehörigkeit bilden das Netz, in dem das Kind sich getragen fühlen kann. Diese Thematik zerfällt in mindestens drei Aspekte: 1. Wie betten Eltern das Kind in die Familie ein? 2. Welche Position weisen sie ihm dort zu? 3. Wie üben sie Funktionen der Kontrolle aus? Einbettung, Positionierung, Kontrolle – so lassen sich die einander ergänzenden Maßnahmenbündel etikettieren, nach denen Eltern den kindlichen Neankömmling zum Kulturmitglied machen. In Boothe/Heigl-Evers (1996, S. 180) findet sich dazu eine ausführliche Darstellung. Im gegebenen Zusammenhang beschränken wir uns auf eine kurze Erörterung dessen, was hier als Einbettung, als Herstellung von Bezogenheit und Zugehörigkeit verstanden werden soll.

Das Kind wird antizipatorisch personalisiert. Kind und Eltern stehen von Beginn an in einem Verhältnis der Begegnung. Säuglingsforscher beschäftigen sich mit den vielfältigen Formen und Varianten, in denen sich diese Begegnungen zwischen kindlichen und elterlichen Partnern von Geburt an vollziehen (Brazelton/Cramer 1990; Cramer 1990). Diese inzwischen seit Jahrzehnten gut dokumentierten charakteristischen Begegnungsabläufe, diese „kommunikativen Tänze“ (Miller et al. 1989; Papousek 1995; Stern 1985) oder Rituale (Brinich 1982) sind der Ausdruck vielfältiger, kontinuierlicher Begegnungen auf vielfältigen Ebenen der Verständigung. Das Kind ist von Anfang an Partner in diesem Begegnungsraum. Von Anfang an sind Verständigung und Selbstverständigung in konflikthaften Spannungen angelegt. Von Beginn an beziehen die beteiligten Partner im Begegnungsraum jeweils ihren eigenen, der eigenen, individuellen Geschichte entsprechenden Standpunkt. Die Frage nach der Entwicklung des Kindes hin zur Geschlechtsidentität macht die Bezogenheit auf Elternfiguren, also die primäre Einbettung in einen Beziehungsraum, überaus deutlich (Laplanche 1992).

Gehen wir aus vom Entwurf einer phantasierten Identität des Kindes durch die elterlichen Partner: Die elterliche Antizipation des Neankömmlings bereitet den kommunikativen Raum vor, in den hinein das Kind geboren wird. Die elterlichen Partner bereiten den Raum für das dritte neue Objekt vor, das ihre Beziehung verändert hat und verändern wird. Die elterliche Bereitschaft, das dritte neue Objekt, „his majesty the baby“ (Freud 1914) spezifisch privilegiert zu positionieren, ermöglicht dem künftigen Kind, sich wichtig genommen zu fühlen (nicht indifferent, vernachlässigt, ohne Resonanz für die eigenen Lebensäußerungen). Eine zweite Dimension der Personalisierung entsteht durch die liebevolle Aufmerksamkeit der Eltern für die vitalen Regungen des Kindes und durch die Art und Weise, wie die Eltern diese vitalen Regungen aufnehmen, ihnen Kon-

tur geben und ihnen Bedeutung beimessen. Sie tun das auf Kredit. Sie interpretieren die Lebensregungen des Kindes als Äußerungen der Verständigkeit. Sie nehmen ihn nach seinen späteren Möglichkeiten, sind ihm Schritte voraus und bleiben im Verkehr mit dem Kind doch auch in dichtem, direktem Kontakt, bereit, auf Zuwendung und Abwendung, Verlangen und Überdruß, Vergnügen und Missbehagen wohlabgestimmt zu antworten.

Parentale Agenten stellen das Kind in eine spezifische familien- und individualgeschichtliche Reihe. Sie weisen ihm einen kulturell und individuell vorinterpretierten Ort zu als national, regional, familiär bestimmtes Geschlechtswesen (Scholz 1994). Das Kind erfährt Positionierung als infantiles Individuum, an das bestimmte Erwartungen gerichtet werden, die sich von jenen unterscheiden, die man an Mütter oder Väter hat; und diese Erwartungsmuster haben eine je eigene und kulturell wechselnde Physiognomie. Das Kind wird mit einer Vorgeschichte und Geschichte (Historisierung) ausgestattet und antizipatorisch als denkende und fühlende Person behandelt (Kreditierung). Diese ausgeprägte elterliche Zuschreibungstätigkeit vollzieht sich im gewöhnlichen Leben unauffällig.

Kulturelle Praxis

Mit Bourdieu (1982, 1997), Laucken (2003) oder Reuter/Hörning (2004), Hörning (2004) verstehen wir menschliche Praxis als alltägliches Handeln (De Certeau, 1988), das den Kulturprozess kontinuierlich im Hier und Jetzt selbstorganisierten Tuns hervorbringt (Reckwitz 2003), das sich als implizites Können, als „Lebensformen“ (Wittgenstein 2001), als „Knowing How“ (Ryle 1949) geltend macht. Was Eltern mit Kindern tun, wenn sie Pflege-, Kontroll- oder Reinigungsmaßnahmen ergreifen, wenn sie durch den Zoo spazieren oder streitende Geschwister trennen, sind Handlungsmuster, die auf Lebensformen verweisen, in denen wir uns bewegen, die wir als das „Gegebene“ annehmen, die wir reproduzieren, aber auch in Raum und Zeit wandeln, verwandeln und variieren.

Die Konstellationen der Entwicklungs- und Beziehungsdynamik verweisen auf Formen kultureller Praxis: der Praxis der Pflege, der Kontrolle, der Profilierung, der Splendid Isolation, der Privilegierung, der Legitimation, der Transzendierung. Diese Modelle zeichnen sich durch ein zentrales Engagement und das Zusammenspiel bestimmter Erwartungen und Verpflichtungen aus. Praxis ist Knowing How. Praxis erwirbt man im Prozess der frühen Sozialisation, in der Aktion, im Vollzug, im Beziehungsfeld. Kultu-

relle Praktiken erwirbt man nicht per Anleitung und Training, Manual und Musterbuch. Die folgenden Beschreibungen sind heuristische und unabgeschlossene Skizzen rekonstruktiver Formulierungen.

Praxis der Pflege

Die Triade der Pflege: Pflegling – Pfleger – Schutzfigur

Pflege ist Engagement im Dienst der Erhaltung des Objekts. Der Pflegende ist besorgt um Nahrung, Hygiene, Geborgenheit, Wohlbefinden und Weltbezugs des Pfleglings. Gewahrt wird die Integrität des Objekts, gefördert wird sein Gedeihen. Die Beziehung der Pflege braucht einen geschützten Raum, einen Ort oder eine Situation, die – wenigstens vorübergehend – Geborgensein ermöglicht. Es bedarf einer Instanz, eines Dritten, diesen Ort des Geborgenseins zu gewähren.

Pflege und Gedeihen des Pfleglings stehen in kontingentem Verhältnis. Aus Pflegeinvestition erwächst keine Erfolgsgarantie. Die asymmetrische Beziehung der Pflege etabliert ein Geber-Empfänger-Gefälle mit asymmetrischem Erfolg. Der Gepflegte gedeiht und wird auf diese Weise zur Gratifikation des Pflegenden. Die pflegende Instanz gewährt – nach eigenem Ermessen, das nach außen nicht transparent werden muss – der zu pflegenden Person so lange den Pflege-Status, als sie entsprechenden Bedarf wahrnimmt, als ihre Kräfte und ihre Situation es zulassen. Der pflegenden Instanz steht in Bezug auf ihre Zuwendungen ein Ermessensspielraum offen, was Einschätzung des Bedarfs und des eigenen Potentials angeht.

Das Gedeihen verlangt vom Pflegling die Fähigkeit, Empfangenes produktiv werden zu lassen. Das steht im Einklang mit dem Interesse des Pflegenden. Vertrauen und Gedeihen fördern das Wohlwollen des Pflegers. Die zentralen Risiken der Pflegebeziehung bestehen in Verkümmern, Verfall, Verweigerung oder auch im Fehlen leiblich-expressiver Attraktivität.

Die Pflegebeziehung in der Perspektive der Schutzfigur: Empathischer Mitgenuss der Pfleger-Pflegling-Verbundenheit, Mitgenuss des Gedeihens, Maßnahmen der Nestverteidigung, Fähigkeit der Selbstzurücknahme und der Anwesenheit bei Bedarf. Fähigkeit, sich als Dritter ins Spiel zu bringen oder ins Spiel bringen zu lassen.

Die Praxis der Regieführung

Die Triade der Regieführung: Akteur – Kontrolleur – Helfer

Regieführung ist Engagement im Dienst der Selbst- und Fremdverfügung. Man übt und erprobt motorische und kognitive Kompetenzen. Gewahrt wird die Selbstwirksamkeit des Objekts. Zum Einsatz kommt Kontrolle. Wer sich als Akteur exponiert, verfügt über Ressourcen wirksamer Offensive und Defensive. Diese Ressourcen schaffen Objekt- und Selbstverfügung im Spiel der Kräfte. Man kann sich regieren lassen oder selbst Regie führen. Man führt selbst Regie durch Expansion und Behauptung. Man lässt sich regieren in Submission und Gehorsam. Regieführung muss durch Maßnahmen der Macht gesichert werden und nach Maßgabe des Möglichen Kontinuität erhalten. Befehl und Gehorsam stehen in kontingentem Verhältnis. Aus Stärke erwächst zwar Verfügungsinteresse, aber keine Verfügungslegitimation.

Die asymmetrische Beziehung der Kontrolle etabliert ein Verfügungs-Gefälle mit asymmetrischer Wirkungsmacht. Die verfügende Instanz gewährt – nach eigenem Ermessen, das nach außen nicht transparent werden muss – der zur Unterwerfung genötigten Person so lange Intaktheit ihres Status, als sie sich Verfügungsansprüchen gegenüber sowohl willfährig als auch ausreichend nützlich erweist. Der Machtinstanz steht in Bezug auf Friedfertigkeit und Attackenverzicht ein – unberechenbarer – Ermessensspielraum offen.

Die Kontrollbeziehung in der Perspektive des Schwächeren: Die Erbringung der Zulieferdienste, der Ressourcenofferten, die submissive Investition, vollzieht sich im Einklang mit dem Machthaber-Interesse. Demonstrierte Gefügigkeit steht im Dienst der Förderung des Machthaber-Wohlwollens. Die zentralen Risiken für den Stärkeren bestehen in Rebellion und Subversion. Der Stärkere ist verletzbar.

Die Machtbeziehung in der Perspektive des Helfers: Der Helfer kann den Schwachen stärken oder den Starken unterstützen. Ersteres dient der Solidarität mit dem Schutzlosen, letzteres der persönlichen Vorteilsnahme.

Praxis der Profilierung

Die Triade der Profilierung: Profilierungsakteur – Konkurrent – Beurteiler

Wer sich profiliert, fordert das Gegenüber als bestätigendes Publikum, steht im Wettbewerb zur Konkurrenz und riskiert ein in Frage stellendes oder desinteressiertes Publikum. Zu wahren ist personale Achtung, zu meiden ist Gesichtsverlust. Zum Einsatz kommt die Beziehung der Anerkennung. Wer als Profilierungsakteur auftreten kann, bietet sich als Ressourcenträger mit persönlichen Vorzügen an, der an Applaus appellieren kann. Die Ressourcen sind für potentielle Empfänger eindrucksvoll.

Präsentation und Anerkennung stehen in kontingentem Verhältnis. Aus eindrucksvollen Darstellungen erwächst kein Anerkennungsanspruch. Aus weniger eindrucksvollen Darstellungen erwächst keine Verachtungserlaubnis.

Die asymmetrische Beziehung der Profilierung etabliert ein Präsentator-Anerkennungs-Gefälle ohne Schuldigkeit. Die Person, die Anerkennung erhält, empfiehlt sich dankend für die Anerkennung. Die anerkennende Instanz gewährt, nach eigenem Ermessen, das nach außen nicht transparent werden muss, der sich profilierenden Person Applaus.

Doch kann stets die Konkurrenz stärkeres Interesse finden und das Wohlwollen für die eigene Darbietung erschaffen. Der anerkennenden Instanz steht in Bezug auf ihre Applaus-Entscheidungen ein Ermessensspielraum offen: Wenn die sich profilierende Person das Publikum nicht erreicht, Konkurrenten mehr Aufmerksamkeit erhalten. Erfolg ist hier das Maß aller Dinge.

Die Profilierungsbeziehung in der Perspektive des Präsentators: Der Erfolg vollzieht sich im Einklang mit dem Interesse der anerkennenden Instanz. Die Dankesinvestition, steht im Dienst der Förderung des Wohlwollens der anerkennenden Instanz und dient dem persönlichen Vorteil. Die zentralen Risiken der Profilierungsbeziehung bestehen in Verachtung, Beschämung und Ignoriertwerden. Das Interesse an Selbstprofilierung schafft Korruptierbarkeit auf der Basis des Erfolgsdrucks. Der Anerkennende ist manipulierbar durch eindrucksvolle, aber qualitätsleere Darbietungen.

Die Profilierungsbeziehung in der Perspektive des Konkurrenten: Der Konkurrent zeigt Wetteifer und strengt sich bei der Selbstdarstellung an, er will der anerkennenden Instanz gefallen. Es geht um eine Selbstpräsentation, die Applaus will; das Aufmerksamkeit-Suchen steht im Dienst der Förderung des Wohlwollens und dient dem persönlichen Vorteil. Die zentralen Risiken der Profilierungsbeziehung des Konkurrenten bestehen in Extremvarianten des Buhlers um Anerkennung und Erfolg, die der Beurteilung von Qualität schädlich sein können. Der Konkurrent kann mit unlauteren Mitteln werben und Erfolg erschleichen.

Die Beziehungskonfiguration der Splendid Isolation

Die Triade der Splendid Isolation: Einsiedler – Lockfigur – Personal world

Splendid isolation ist Engagement im Dienst des Selbstgenügens. Man schafft und bewahrt einen eigenen Raum, einen eigenen Bezirk, eine persönliche Welt, in heiterer Isolation, in fröhlicher Selbstexilierung. Zum Einsatz kommt Imagination, als

Anverwandlung der Dinge, um sie sich anzueignen, um sie zu Elementen der persönlichen Welt zu machen.

Wer sich in Splendid Isolation einrichtet, ist ein Ressourcenträger, der Selbstgenuss und Weltgenuss verbindet, ohne sich von Anerkennungszufuhr abhängig zu machen. Er verfügt über ein Regulativ der Selbstschätzung und des Selbstgenusses. Selbstschätzung und Objektschätzung verbinden sich. Verlust geschätzter Umgebungsbedingungen wird durch Erinnerungs- und Phantasiegenuss kompensiert. Präsentations- und Anerkennungsverzicht werden durch den Gewinn an Selbstgenügen wettgemacht. Die Person, die Splendid Isolation genießt, hat einen hochgeschätzten *room of her own*, mit Zutrittsbeschränkung. Sie bedarf – und verschafft sich – Respekt einer die Splendid Isolation anerkennenden Instanz. Der anerkennenden Instanz steht in Bezug auf ihre respektvolle Abstandswahrung ein Ermessensspielraum offen: Sie kann sich kenntlich machen als interessierter Besucher. Die Splendid Isolation-Person kann sich als Gastgeber zur Darstellung bringen. Heiterkeit im Eigenbezirk ist hier das Maß aller Dinge. Die Situation ist freilich fragil und störanfällig. Die zentralen Risiken der Splendid Isolation-Beziehung bestehen in Weltflucht und Weltverlust, Selbstverlust, dysphorischem Verfall. Splendid Isolation kann ein vorübergehendes Refugium sein. Wie Antonius in der Wüste mag man von weiblichen Lockfiguren heimgesucht sei, die Freuden erotischer Geselligkeit verheissen. Oder es locken Geld und Macht und Profilierung. Oder man sieht sich gerufen, das Glück des stillen Genügens zu verlassen zugunsten einer vernatwortlichen Aufgabe.

Splendid isolation-Beziehung und Personal World: Die Welt des persönlichen Bezirks ist auratisiert. Die Dinge sind kostbar und individuiert. Sie stehen in innerer Zwiesprache mit dem Schöpfer/Schauenden. Die Welt des persönlichen Bezirks ist der Raum kreativer Imagination.

Die Beziehungskonfiguration der Privilegierung

Die Triade der Privilegierung: Privilegienempfänger – Privilegator - Rivale

Die Beziehung der Privilegierung ist Engagement im Dienst einer exklusiven Wahl. Es geht um Auszeichnung eines besonderen Objekts und um Ausgezeichnetwerden durch ein besonderes Objekt. Gewahrt wird Wahlfreiheit. Zum Einsatz kommt Werben um Begünstigung. Wer Privilegien erteilen kann, ist Träger von Ressourcen. Die Ressourcen sind für potentielle Empfänger wertvoll. Der Privilegator zeichnet einen Rezipienten aus, ohne dass dieser sich aktiv um das Privileg beworben hätte. Verdienst und Pri-

privilegierung stehen in kontingentem Verhältnis. Aus Verdiensten erwächst kein Privilegierungsanspruch. Die asymmetrische Beziehung der Privilegierung etabliert ein Geber-Empfänger-Gefälle mit asymmetrischer Schuldigkeit. Die privilegierte Person schuldet der privilegierenden Instanz Anerkennung durch Dank. Die privilegierende Instanz gewährt – nach eigenem Ermessen, das nach außen nicht transparent werden muss - der privilegierten Person so lange den privilegierten Status, als sie die Verdienste erbringt, die eine Begünstigung rechtfertigen, und als sie die Anerkennung durch Dank in angemessenem Umfang zeigt.

Der privilegierenden Instanz steht in Bezug auf ihre Gratifikationsentscheidungen ein Ermessensspielraum offen: Wenn die privilegierte Person nicht die Verdienste erbringt, die eine Begünstigung rechtfertigen, aber Anerkennung durch Dank in angemessenem Umfang zeigt, kann sie Gnade vor Recht ergehen lassen und eine Schonfrist des Kredit Gebens gewähren. Wenn die privilegierte Person die Verdienste erbringt, die die Begünstigung rechtfertigen, aber keineswegs Anerkennung durch Dank in angemessenem Umfang zeigt, kann sie Anerkennungsverzicht leisten, um desto stärker die ergiebige Ressourceninvestition zu begrüßen. Wenn die privilegierte Person weder die Verdienste erbringt, die die Begünstigung rechtfertigen, noch Anerkennung durch Dank in angemessenem Umfang zeigt, ist die Aufhebung der Privilegierung zwar naheliegend, aber nicht zwingend oder endgültig. Der ehemals Ausgezeichnete kann nachträglich den verlorenen Status schätzen lernen und überzeugend um Wiederaufnahme werben. Überzeugend heißt: Qualifikationsbereitschaft in Aussicht stellen und demonstrieren, das Versäumnis der Dankesschuld reuig bekennen und durch nachträglichen Dank reparieren. Der Ermessensspielraum der privilegierenden Instanz ist auch in anderer Hinsicht offen. In der asymmetrischen Beziehung zwischen Privilegator und Privilegiertem steht ersterer nicht im Verpflichtungsverhältnis letzterem gegenüber. Er hat volle, rechtfertigungsentlastete Entscheidungsfreiheit zwischen Begünstigung und Privilegienentzug. Der Privilegierte hat keinen Anspruch auf Offenlegung von Entscheidungskriterien. Der Privilegierte kontrolliert den Privilegator nicht.

Die Privilegierungsbeziehung in der Perspektive des Privilegierten: Die Erbringung der Verdienste, die Leistungsinvestition, vollzieht sich im Einklang mit dem Privilegator-Interesse. Anerkennung durch Dank, die Huldigungsinvestition, steht im Dienst der Förderung des Privilegator-Wohlwollens und dient dem persönlichen Vorteil. Die zentralen Risiken der Privilegierungsbeziehung bestehen in Manipulation und Korruption. Der Privilegierte ist korrumpierbar und kann bei der Prüfung seiner Loyalität der Ver-

suchung erliegen. Der Privilegator ist manipulierbar durch die Psychologie der Schmeichelei und der Vortäuschung von Verdiensten.

Die Privilegierungsbeziehung in der Perspektive des Rivalen: Der Rivale wirbt mit der Erbringung von Verdiensten, die Investition vollzieht sich gemäß Intention des Rivalen im Einklang mit dem Privilegator-Interesse. Es geht um eine Selbstpräsentation, die Gunst will; die Huldigungsinvestition steht im Dienst der Förderung des Privilegator-Wohlwollens und dient dem persönlichen Vorteil. Die zentralen Risiken der Privilegierungsbeziehung des Rivalen bestehen in Extremvarianten des Buhlens um Gunst, die eine Verleugnung der eigenen Persönlichkeit mit sich bringen. Der Rivale kann mit unlauteeren Mitteln werben und Gunst erschleichen. Auch er ist als Privilegierter korrumpierbar. Der Privilegator ist wiederum manipulierbar durch die Psychologie der Schmeichelei und der Vortäuschung von Verdiensten.

Praxis der Legitimierung

Die Triade der Legitimierung: Schädiger – Opfer – Gesetz (=Instanz mit Legitimationsmacht)

Es geht um Engagement im Dienst eigener und fremder Rechte. Gewährt wird Legitimität. Zum Einsatz kommt moralische Reflexivität. Wer ein potentieller Schädiger ist, ist Träger von Ressourcen. Die Ressourcen sind für potentielle Empfänger negativ oder positiv wirkungsmächtig. Legitimierungsbedarf kann durch Schädiger oder durch Opfer zustande kommen. Durch Rechtfertigungs-, Entschuldigungs-, Wiedergutmachungs-, Schadensbegrenzungsbedarf. Schädigung ist verhandelbar und an moralischen Geltungskriterien messbar. Schädiger und Opfer sind vor dem Gesetz gleich. Es bedarf dritter Urteilsinstanzen, die Recht verschaffen. Die Beziehung der Legitimierung ist symmetrisch zwischen Schädiger und Opfer; beide unterstehen der Legitimierungsinstanz. Es werden nicht Personen, sondern Handlungen beurteilt. Die legitimierende Instanz gewährt – in rechtlicher Transparenz – Schädigern und Opfern Anspruch auf Moral und/oder Recht. Die legitimierende Instanz ist kontrollierbar.

Transzendierung

Die eigentümliche Erscheinung der Andacht, des Innehaltens, Schauens, Staunens, Innewerdens, Sich Affizieren oder Ergreifen Lassens muss erwähnt werden. Es handelt sich um rezeptives Bezogensein auf Erscheinungen, die im körperlichen und mentalen Leben eine bedeutende Rolle spielt. Die rezeptive Geistesverfassung wurde ausführlich

und eindrucksvoll in der philosophischen Phänomenologie thematisiert, z.B. bei Merleau-Ponty (1974). In der Psychoanalyse spielt sie als gleichschwebende Aufmerksamkeit eine Rolle und wartet ansonsten auf breitere Behandlung. Die Einstellung offener Rezeptivität äußert sich als Hingabe und Preisgabe und als die Bereitschaft, sich erfassen und verwandeln zu lassen. Hier ist nicht nur ein wichtiger Bezug zum Religiösen, zu Praktiken kultisch-ritueller Verfestigung, zur Suche nach Extremerfahrungen und zum Umgang mit Rauschdrogen, nicht nur Bezug zu Kunst, Musik und Spiel, sondern auch zum Umgang mit körperlicher Veränderung, die hinzunehmen ist wie Pubertät, Schwangerschaft, Alterungsprozesse, Sterben.

Der psychotherapeutische Pakt: Vertrauen – Hoffnung – Kreditierung

Was hier künstlich und schematisch vereinfacht wurde, gestaltet sich in der Lebensrealität in größter Reichhaltigkeit. Was hier künstlich getrennt wurde, verbindet sich in der Lebensrealität. In der großen biblischen Erzählung von Hiob aus dem Alten Testament verknüpfen sich kunstreich verschiedene Formen kultureller Praxis. Zunächst stellt die göttliche Instanz die Gottesfurcht des Hiob auf die Probe: Verdient Hiob, von Gott privilegiert – gesegnet – und ausgezeichnet zu werden? Ist Hiob der privilegierenden Instanz gegenüber loyal auch dann, wenn er die Früchte der Begünstigung und Bevorzugung nicht genießt? Eine Privilegierungsthematik ist gegeben. Dann sehen wir Hiob arm, krank und ausgestoßen. Pflegende Zuwendung sollte er erhalten, um pflegende Zuwendung bittet er und hadert mit den Freunden und dann auch mit Gott, dass er sie entbehren muss. Die Freunde fordern ihn vielmehr zur moralischen Selbstprüfung auf, und die pflegende Zuwendung, nach der es ihn verlangt, bleibt weiter aus. Sein Leben wird zunehmend zu dem eines Exilierten und Isolierten; es ist nicht heiteres Selbstgenügen, das er am Ort seiner Einsamkeit erfährt. Es ist Hader und Verzweiflung. Doch dann kommt es zu einer Gottesbegegnung, die ihn, der von der Gegenwart des Herrn, in Furcht und Zittern, erfasst ist, verwandelt. Als ein Anderer setzt er sein Leben fort, an Leib und Geist genesen. Sein Bund mit Gott hat sich vertieft, und er wird erneut zum reich Gesegneten unter den Menschen.

Pflege, Kontrolle, Profilierung, Splendid Isolation, Privilegierung und moralische Reflexivität realisieren sich als Beziehungsdynamik. Pflege kann sich als gute Praxis realisieren oder als schlechte Praxis. Wird die Integrität des Pfleglings nicht gewahrt, dann ist Pfleger oder schützende Instanz disqualifiziert. Ist bei der Praxis der Kontrolle die Selbstbestimmung der Akteure nicht gewahrt, entgleist die Praxis. Fehlt bei den Profi-

lierungsbeziehungen die personale Achtung, dann verkommt die Praxis. Fehlt bei der Splendid Isolation die Gestaltungslust an der inneren Welt, droht Ödnis. Fehlt im Privilegierungskontext die Freiheit der Wahl, dann regrediert die ödipale Dynamik zur Kontroll- und Bemächtigungsdynamik. Fehlt das Interesse am Anspruch des Mitmenschen, dann findet moralische Reflexivität keinen Sitz im Leben.

Die Praxis therapeutischen Handelns

Die Qualität der hilfreichen Beziehung zwischen Therapeut und Patient gilt als wichtiger und grundlegender Wirkfaktor jeder Psychotherapie (Strupp 2000; Luborsky 1995; Frank 1997). Die therapeutische Beziehung wird immer von beiden, Therapeut und Patient, gestaltet. Im Laufe ihrer Interaktion entwickeln sie ihre eigene Form der Kommunikation und eine gemeinsame Beziehungsgeschichte. Das Zusammenpassen der individuellen Therapeut-Patient-Dyade ist ein wesentlicher Faktor für ein gelingendes Zusammenspiel und einen erfolgreichen therapeutischen Prozess (Kantrowitz 1998).

Wichtig in der therapeutischen Beziehung sind die Vermittlung von Zuversicht und das Wecken hoffnungsvoller Erwartungen auf Veränderung (Luborsky 1995; Rudolf 1991, 2006). Patienten beginnen eine Therapie in der Regel in einem Zustand der Hoffnungslosigkeit und mit Zweifeln an der Aussicht auf Besserung (Frank 1997). Sie sind auf der Suche nach äußeren Quellen für Zuversicht und Motivation, die ihnen selber fehlen. Für Patienten ist bedeutsam, wie der Therapeut zu ihnen steht, und sie reagieren besonders sensibel auf Signale von Zuversicht oder Skepsis. Die Vermittlung von Zuversicht und das Wecken von Hoffnung sind aber keine willkürlich handhabbaren, therapeutischen Instrumentarien. Offenbar kommt es auf die wirkliche, oft unbewusste Einstellung des Therapeuten zu seinem Patienten an (Strupp 1996; Rudolf 1991, 2006).

Mit Hilfe des Kreditierungskonzepts (Grimmer 2000; Boothe/ Heigl-Evers 1996) können die verschiedenen Erkenntnisse zur Bedeutung von Zuversicht, zur Einstellung des Therapeuten und zur Motivierung des Patienten als Merkmale einer Kreditierungsbeziehung verstanden werden: Der Therapeut muss dem Patienten Kredit für sein Anliegen in der Therapie geben. Er muss überzeugt sein, dass der Patient über Ressourcen verfügt, die ihm eine Lösung seiner Probleme und eine Entwicklung und Veränderung in der Zukunft ermöglichen. Er setzt auf das Potential des Patienten. Damit einher geht aber eine bestimmte Haltung ihm gegenüber. Der Therapeut begegnet ihm als einen potentiell machtvollen Akteur und vermittelt ihm sein Zutrauen. Diese Vermittlung erschöpft sich nicht in einer Rhetorik des Optimismus, sondern wird evident und greifbar in der

gesamten Beziehungsgestaltung. Der Therapeut mutet dem Patienten in der gemeinsamen Arbeit etwas zu, konfrontiert ihn mit neuen und unangenehmen Sichtweisen. Eine kreditierende Haltung wirkt der häufig zu Beginn einer Therapie beobachtbaren Selbstwahrnehmung und Selbstpräsentation des Patienten als bedauernswertes Opfer einer versagenden Umwelt entgegen und fördert dessen Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle als Akteur. Eine solche Bewegung weg von der Wahrnehmung als passives Opfer hin zur Erkenntnis eigener Aktivität ist ein häufig zu beobachtendes Merkmal eines erfolgreichen psychoanalytischen Prozesses (Lear 1999). Ein kreditierender Beziehungsmodus ist als nicht wegzudenkende Form Entwicklung fördernder Kommunikation zwischen Eltern und Kindern von Boothe/Heigl-Evers (1996) beschrieben worden. In der Psychotherapie ist er aufgrund der empfundenen Hoffnungslosigkeit und mangelnden Kompetenzerwartung des Patienten besonders wichtig. Die Kreditierung des Patienten durch den Therapeuten ist sicherlich vorrangig, umgekehrt muss aber auch der Patient dem Therapeuten Kredit geben, z.B. im Sinne des oben beschriebenen Vertrauensvorschlusses in dessen Kompetenz.

Die therapeutische Beziehung ereignet sich in einem institutionalisierten und formalisierten Kontext. Der Therapeut als professioneller Helfer befindet sich in einer bestimmten Rolle, die sich u. a. in einer zugewandten und zugleich neutralen und distanzierenden Haltung zeigt. Es entsteht eine persönliche Beziehung, die dennoch zeitlich, örtlich und in ihrer Nähe und Intimität begrenzt ist. Beim Aufbau einer hilfreichen Beziehung geht es um Vertrauensbildung (Strauss 2002), Orientierung und die Schaffung der Bedingungen für gemeinsame Produktivität.

Anders ausgedrückt, es geht um die Herstellung der Bedingungen für gute gemeinsame Praxis. Pflege und Kontrolle, Profilierung und imaginierendes Bei-sich-Sein, die Etablierung einer privilegierten Dyade und moralische Reflexivität werden wirksam innerhalb einer professionellen Gesprächssituation, die offene rezeptive Bereitschaft zur Anschauung, zum Innewerden, zum Transzendieren des Gegebenen ermöglichen will.

Literatur:

Abelin, Ernst (1971): The role of the father in the separation-individuation process. In: McDevin, J. & Settlage, Calvin (Hg.): Separation-Individuation: Essays in honor of Margaret S. Mahler. New York (International Universities Press), S. 229–252.

- Abelin, Ernst (1986): Die Theorie der frühkindlichen Triangulation. In: Stork, Jochen (Hg.): Das Vaterbild in Kontinuität und Wandel. Stuttgart (Frommann-Holzboog), S. 45–72.
- Bauriedl, Thea (1998): Die Triangularität menschlicher Beziehungen und der Fortschritts Glaube in der psychoanalytischen Entwicklungstheorie. In: Bürgin, Dieter (Hg.): Triangulierung. Der Übergang zur Elternschaft. Stuttgart, New York (Schattauer), S. 123–140.
- Berger, Sharone; Jurist, Elliot & Slade, Arietta (Hg.) (2008): Mind to mind: infant research, neuroscience, and psychoanalysis: mentalization, internalization, and representation. New York (Other press).
- Blanck, Gertrude (1984): The complete oedipus complex. In: Pollock, George H. (Hg.): The Oedipus papers. Madison (Int. Univ. Press), S. 419–434.
- Boothe, Brigitte & Grimmer, Bernhard (2004): Die therapeutische Beziehung aus psychoanalytischer Sicht. In: Rössler, Wulf (Hg.): Die therapeutische Beziehung. Berlin (Springer), S. 37–58.
- Boothe, Brigitte & Heigl-Evers, Annelise (1996): Psychoanalyse der frühen weiblichen Entwicklung. München (Ernst Reinhard).
- Bourdieu, Pierre (1982): Der Sozialraum und seine Transformationen. In: Die feinen Unterschiede – Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt (Suhrkamp), S. 171–210.
- Bourdieu, Pierre (1997): Der Tote packt den Lebenden. Hamburg (Campus).
- Bowlby, John (1995): Bindung: Historische Wurzeln, theoretische Konzepte und klinische Relevanz. In: Spangler, Gottfried & Zimmermann, Peter (Hg.): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung. Stuttgart (Klett-Cotta), S. 18–26.
- Brazelton, Terry & Cramer, Bertrand (1990): Die frühe Bindung. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Brinich, Peter M. (1982): Rituals and meanings: The emergence of mother-child communication, *Psychoanalytic Study of the Child* 37, S. 3–15.
- Buchholz, Michael B. (1990a): Die Rotation der Triade. *Forum der Psychoanalyse* 7, 47–61.
- Buchholz, Michael B. (1990b): Die unbewusste Familie. *Psychoanalytische Studien zur Familie in der Moderne*. Berlin (Springer).

- Bürgin, Dieter (Hg.) (1998): *Triangulierung. Der Übergang zur Elternschaft*. Stuttgart (Schattauer).
- Cramer, Bertrand (1991): *Frühe Erwartungen. Unsichtbare Bindungen zwischen Mutter und Kind*. München (Kösel).
- De Certeau, Michel (1988): *Kunst des Handelns*. Berlin (Merve).
- Dornes, Martin (2000): *Die emotionale Welt des Kindes*. Frankfurt (Fischer).
- Dornes, Martin (2006): *Die Seele des Kindes*. Frankfurt (Fischer).
- Eagleton, Terry (2001): *Was ist Kultur? Eine Einführung*. München (Beck).
- Edgumbe Rose & Burgner, Marian (1975): The phallic-narcissistic phase. A differentiation between preoedipal aspects of phallic development. *Psychoanalytic Study of the Child* 30, 161–179.
- Ermann, Michael (1989): Das Dreieck als Beziehungsform. Zur Entwicklungsdynamik der Triangulierungsprozesse. *Praxis der Psychotherapie und Psychosomatik* 34, 261–269.
- Fonagy, Peter; Gergely, György; Jurist, Elliot & Target, Mary (2004): *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Frank, Jérôme (1997): Die wichtigsten therapeutischen Elemente aller Psychotherapien. In: de Schill, Stefan; Lebovici, Serge & Kächele, Horst (Hg.): *Psychoanalyse und Psychotherapie: Herausforderungen und Lösungen für die Zukunft*. Stuttgart (Thieme), S. 106–124.
- Freud, Sigmund (1905): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. *GW Bd. V*, S. 27–145.
- Freud, Sigmund (1914): *Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten*. *GW Bd. X*, S. 125–136.
- Freud, Sigmund (1915): *Triebe und Triebchicksale*. *GW Bd. X*, S. 210–232.
- Grieser, Jürgen (2003): Von der Triade zum triangulären Raum. *Forum Psa.* 19/2–3, 99–115.
- Grimmer, Bernhard (2000): Kreditierung in einer psychoanalytischen Psychotherapie. *Psychotherapie u. Sozialwissenschaft. Zeitschrift für Qualitative Forschung* 4, 256–277.
- Hörning, Karl (2004): *Kultur als Praxis*. In: Jäger, Friedrich & Liebsch, Burkhard (Hg.): *Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 1: Grundlagen und Schlüsselbegriffe*. Stuttgart (Metzler), S. 139–151.
- Kantrowitz, Judy (1998): *Ergebnisforschung in der Psychoanalyse: Rückblick und Neubewertung*. In: Leuzinger-Bohleber, Marianne & Stuhr, Ulrich (Hg.): *Psycho-*

- analysen im Rückblick. Methoden, Ergebnisse und Perspektiven der neueren Katamneseforschung. Giessen (Psychosozialverlag), S. 61–71.
- Lang, Hermann (1992): Die „strukturelle Triade“. Überlegungen zur Neubewertung des Ödipuskomplexes. *Praxis der Psychotherapie und Psychosomatik* 37, 207–215.
- Lang, Hermann (1996): Am Anfang sind es drei – der Ödipuskomplex und das Konzept der „strukturellen Triade“. In: Kretz, Helmut (Hg.): *Lebendige Psychohygiene*. München (Eberhard), S. 101–117.
- Lang, Hermann (1999): Die strukturelle Triade – Zur Bedeutung des symbolischen Dritten. In: Weiß, Heinz (Hg.): *Ödipuskomplex und Symbolbildung*. Tübingen (Diskord), S. 62–80.
- Lang, Hermann (2000): *Strukturelle Psychoanalyse*. Frankfurt (Suhrkamp).
- Laplanche, Jean (1992): Deutung zwischen Determinismus und Hermeneutik, *Psyche* 46, 467–498.
- Laplanche, Jean & Pontalis, Jean-Bertrand (1996): *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Laucken, Uwe (2003): *Theoretische Psychologie. Denkformen und Sozialpraxen*. Oldenburg (Bibliotheks- und Informationssystem).
- Lear, Jonathan (1999): Eine Interpretation der Übertragung. *Psyche* 9/10, 1071–1101.
- Luborsky, Lester (1995): *Einführung in die analytische Psychotherapie: ein Lehrbuch* (2. Aufl.). Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Merleau-Ponty, Maurice (1974): *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Frankfurt am Main (Suhrkamp).
- Mertens, Wolfgang (1998): *Psychoanalytische Grundbegriffe* (2. Aufl.). Weinheim (Psychologie Verlags Union).
- Mertens, Wolfgang & Waldvogel, Bruno (2000): *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe*. Stuttgart (Kohlhammer).
- Miller, Lisa; Rustin Michael & Shuttlesworth, Judy (1989): *Closely observed infants*. London (Duckworth).
- Papousek, Mechthild (1995): Origins of reciprocity and mutuality in prelinguistic parent-infant “dialogues”. In: Marková, Ivana; Graumann, Carl F. & Foppa, Klaus (Hg.): *Mutualities in dialogue*. Cambridge (Cambridge University Press), S. 28–81.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie* 32 (4), 282–301.

- Reuter, Julia & Hörning, Karl (Hg.) (2004): Doing culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld (transcript).
- Rudolf, Gerd (1991): Die therapeutische Arbeitsbeziehung. Berlin; Heidelberg; New York (Springer).
- Rudolf, Gerd (2006): Strukturbezogene Psychotherapie. Leitfaden zur psychodynamischen Therapie struktureller Störungen. 2., neu bearb. u. erw. Aufl. Stuttgart (Schattauer).
- Ryle, Gilbert (1949): The Concept of Mind. Chicago (University of Chicago Press).
- Scholz, Gerold (1994): Die Konstruktion des Kindes. Opladen (Westdeutscher Verlag).
- Schon, Lothar (1995): Entwicklung des Beziehungsdreiecks Vater-Mutter-Kind. Stuttgart (Kohlhammer).
- Schon, Lothar (2000): Triangulierung. In: Mertens, Wolfgang & Waldvogel, Bruno (Hg.): Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe. Stuttgart (Kohlhammer), S. 732–736.
- Stern, Daniel (1985): The interpersonal world of the infant. A view from psychoanalysis and developmental psychology. New York (Basic Books).
- Strauss, Bernhard (2002): Bindung und Psychotherapie. In: Strauss, Bernhard; Buchheim, Anna & Kächele, Horst (Hg.): Klinische Bindungsforschung. Theorie-Methoden-Ergebnisse. Stuttgart, New York (Schattauer), S. 281–291.
- Strupp, Hans, H. (1996): Nachhaltige Lektionen aus der psychotherapeutischen Praxis und Forschung. Psychotherapeut 41, 84–87.
- Strupp, Hans, H. (2000): Ein zeitgemäßer Blick auf die psychodynamische Psychotherapie und deren Zukunft. Psychotherapeut 45, 1–9.
- Von Klitzing, Kai (2002): Frühe Entwicklung im Längsschnitt: Von der Beziehungswelt der Eltern zur Vorstellungswelt des Kindes. Psyche 9, 863–887.
- Winnicott, Donald W. (1974): Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. München (Kindler).
- Wittgenstein, Ludwig (2001): Philosophische Untersuchungen. Kritisch-genetische Edition. Herausgegeben von Joachim Schulte. Frankfurt/Main (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) (Original 1967).